

dtv

Der Aufzug führt unmittelbar in den siebten Stock. Als seine Schiebetür sich öffnet, steht der Erzähler im gleißenden Licht einer modernen Architektenwohnung. Doch was ihm noch mehr Eindruck macht als der berühmte Mann, für den er arbeiten soll, ist dessen Tochter Manon – Inbild der verführerischen und untreuen Frau.

Mosebach erzählt diese große Liebesgeschichte als die Geschichte einer Flucht. Als der Mann erkennen muß, daß seine Geliebte noch immer ein Verhältnis mit einem berühmten Maler hat, akzeptiert er einen Auftrag, der ihn so weit wie möglich von Manon wegzuführen scheint: Er geht nach Indien, um den Palast des Königs in ein modernes Hotel umzubauen. Die Begegnung mit dieser traumhaften Welt, mit einem existierenden und doch längst unwirklichen Königreich hilft dem unglücklichen Reisenden auf neue Gedanken zu kommen. Doch dann folgt ihm Manon in seinen fernen Palast, und ihre Geschichte scheint neu zu beginnen.

Martin Mosebach, geboren 1951 in Frankfurt am Main, lebt dort seit Abschluß des Studiums der Rechtswissenschaften als Schriftsteller. Er schreibt Romane, Erzählungen, Gedichte, Essays und Libretti. Für sein Werk erhielt er u. a. 1999 den Heimito-von-Doderer-Preis, 2002 den Heinrich-von-Kleist-Preis und den Georg-Büchner-Preis 2007.

Martin Mosebach

Das Beben

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Martin Mosebach
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Das Grab der Pulcinellen (12863)
Das Bett (13069)
Der Nebelfürst (13119)
Ruppertshain (13159)
Westend (13240)
Rotkäppchen und der Wolf (13493)
Die Türkin (13674)
Eine lange Nacht (13738)
Schöne Literatur (13837)
Der Mond und das Mädchen (13902)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



6. Auflage 2012
2007 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 2005 Carl Hanser Verlag München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »La Nappe de Chandernagor« von Pierre Boncompain
(Courtesy of Hammer Galleries)
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13568-9

Erstes Buch
Manon

1.

Unterirdische Verbindung

Der Aufzug führte vom Parterre unmittelbar in den siebten Stock. Als die Schiebetür sich öffnete, umgab mich Licht aus großen Fensterscheiben, das von allen Seiten im Überfluß herabfiel. In dieser Raumlosigkeit hatte der Ankömmling das Gefühl, in den Himmel oder jedenfalls auf ein schwindelnd hohes, im Winde schwankendes Aluminiumgerüst hinaufgeschossen zu sein. Vor mir tat sich eine luftige Treppe auf, zwischen deren Stufen man auf ein tiefergelegenes Stockwerk und weitere Treppen hinabblickte. Hier oben schien die Welt nur aus Treppen zu bestehen. Die Stufen schwangen leicht, wenn man sie betrat, ein heller, metallischer Ton erklang. Die Wipfel der Kastanien lagen beträchtlich unter mir. In der Tiefe wogten grüne Wolken. Dies war eine Architektenwohnung, vor Jahrzehnten schon in der Absicht geschaffen, den Stil ihres Meisters besonders rein darzustellen, so kompromißlos, wie man nur bauen kann, wenn nicht die Bedenken eines Bauherren unablässig die schönsten Pläne durchkreuzen. Die Wohnung war als Museum für die Sammlung ihres Schöpfers konzipiert.

»Ich brauche keine Wände für Bilder, ich brauche Lichträume um meine Objekte«, hatte er in jenem Aufsatz geschrieben, der seine Wohnung in einer Architekturzeitschrift vorstellte, und diese Objekte waren afrikanische Masken und Figuren in einer Fülle, als habe hier hoch über der Stadt ein ganzes schwarzes Volk angesiedelt werden sollen. Man kennt das gesprungene Holz solcher Plastik, die Stricke aus zerfa-

serndem Hanf, die Zähne, Muscheln, Knochen, die in sie eingearbeitet sind. Diese Roheit und Bäuerlichkeit des Materials war nun von lauter Glas umgeben, stand auf Plexiglasstelen, schwebte an unsichtbaren Fäden von der Decke, lehnte sich an spiegelblank polierte Aluminiumwände. Die dicken Augenlider der Masken, die zu schwer waren, um sich für mehr als einen Scherschlitz zu heben, die Körperchen in der hockenden Haltung von verwachsenen Zwergen mit übergroßen Geschlechtsteilen, die von Narben geschmückten Frauenkörper mit Zitzenbrüsten waren in eine gleichsam ärztliche Sphäre von Wissen und Reinheit gehoben, fern vom Schweiß der nächtlichen Tänze, vom Wummern der Trommeln und den Ritualen der Beschwörung, für die sie geschaffen worden waren. Zwischen den afrikanischen Holzgebilden standen japanische jadegrüne Keramiken auf ihren Glaswürfeln.

Dies war das Haus des Seniorpartners von Kross & Gran, dem größten und wirtschaftlich potentesten Architekturbüro, mit dem ich je zu tun hatte. Er hatte das industrialisierte Bauen noch als die Riesenaufgabe erlebt, die es war: Ganzen Kontinenten ein neues Gesicht zu geben. Sein Teil waren Flughäfen gewesen, Messehallen, neue Städte, Riesenschlangengeflechte von Autobahnen, kleinteiliger Planung hatte er sich selten widmen können, und um so wichtiger war dies private Gehäuse für ihn geworden, seine Teilhabe am Künstlertum der neuen Ideen. Ich hadere nicht mehr mit diesem Geschmack, er ist eine Generationenfrage. Wenn wir anfangen, etwas nicht mehr schön zu finden, heißt das nur, daß Menschen eines bestimmten Jahrgangs in die Minderheit geraten. Dort befand Herr Gran sich schon eine ganze Weile, aber obwohl von den Geschäften zurückgezogen, war er immer noch einflußreich und mächtig. Daß ich zum Tee im Hause Gran gebeten wurde, war eine hohe Ehre. Gran

bekundete manchmal den Wunsch, mit gegenwärtig laufenden Projekten seiner Sozietät vertraut gemacht zu werden – er wolle »noch einmal ein bißchen Pulverdampf riechen«, nannte er das. Oft enthielten solche Einblicknahmen für ihn Enttäuschungen und Beunruhigungen, die seine Frau fürchtete, und sie versuchte, hinter den Kulissen, wie sie sagte, bei den Geschäftsführern um Behutsamkeit zu werben.

»Er wird im April fünfundachtzig.«

Frau Gran war viel jünger als ihr Mann, der nur junge Frauen mochte und schon dreimal geschieden war. Diese Vorliebe hatte ihn Geld gekostet, ihm aber auch den Ansporn gegeben, noch mehr zu verdienen, vor allem aber die Fähigkeit dazu.

»Eine junge Ehefrau hat mich selbst immer um Jahrzehnte verjüngt«, sagte er noch jetzt gern, indem er mit seinem Gebiß spielte und die gebräunte, von Adergeflecht überwölbte Hand fest auf den gleichfalls gebräunten Arm seiner Frau legte. Frau Gran jedoch war von dem Zusammenleben mit dem immer gebrechlicher werdenden Greis gezeichnet. Sie war erst sechzig, aber die Sorgen um seine Verdauung, auch das Gehen mit kleinen Schritten ließen sie trotz ihres glänzend konservierten Zustandes furchtsam und ältlich erscheinen. Wenn sie ihn begleitete und eben längst nicht mehr an seinem Arm geführt wurde, sondern selbst zu führen hatte, hielt sie nach Stufen und Teppichfalten Ausschau, die ihn stürzen lassen könnten. Sorgenvoll waren ihre Augenbrauen zusammengezogen, und ihr Blick flehte gleichsam die ganze Welt an, Herrn Gran mit Katastrophennachrichten zu verschonen. Ihr Blond war alterslos, unversehrt wie das Haar einer Jungfrau, die nach Jahrhunderten im Sarg völlig unverwest aufgefunden wird. Der leichte Schritt, mit dem sie mir entgegenkam, hallte im metallenen Treppenhaus. Sie ging mir voraus, bis sich das lichte Raumdurcheinander in eine

langgestreckte Halle ordnete, mit einer asymmetrisch geformten Feuerstelle aus unebenen Schieferplatten. Hier befand sich das Sanktuarium für eine phallische Gottheit mit mageren Kinderärmchen, Turmschädel und Kugelbauch aus ausgedörrtem Holz, das vielleicht länger unter Wasser gelegen hatte. Auf einem Schiefertisch war ein Teetablett aus altem Silber, mit großer Teekanne und schönen Tassen aus dem 18. Jahrhundert vorbereitet. Frau Gran setzte sich auf die Kante eines vier Meter langen Ledersophas, ein zartgliedriger Vogel, der nichts braucht als seine Stange, um sich festzuklammern, und schenkte den Tee mit großer Vorsicht ein. Er war rotgolden wie alter Cognac. In diesen Räumen wirkten Farben, wenn sie denn überhaupt auftraten, um so stärker.

»Mein Mann hat sich heute morgen aufgeregt«, sagte sie gedämpft, als wolle sie vermeiden, daß Unbefugte mithörten, und tatsächlich gab es in dieser Wohnung keine Türen.

»Unsere Tochter ist der Augapfel meines Mannes. Er kann sich nicht daran gewöhnen, daß sie nun schon längst kein kleines Mädchen mehr ist und ihre eigenen Wege geht. Deshalb hat es heute Vormittag eine kleine Auseinandersetzung gegeben – in Liebe natürlich, meine Tochter liebt ihren Vater womöglich noch mehr als er sie, aber sie hat seinen Kopf geerbt, und von einem gewissen Alter an kann auch Liebe sehr anstrengend sein.« Daß Herr Gran mich empfangen wolle, sei gut und schön, für mich natürlich ein kostbares Erlebnis, dessen mich gewiß niemand berauben wolle, aber sie sehe ihre Aufgabe vor allem darin, zu bremsen, wo Gran seine Kräfte nicht ganz richtig einschätze. Auch ich wünschte doch selbstverständlich nicht, daß Gran nach anregendem – allzu anregendem – Gespräch mit mir später noch stundenlang vor Husten nicht einschlafen könne.

Ich sah diese Worte als den höflichen, aber bestimmten

Versuch, mich zum sofortigen Aufbruch zu bewegen. In Grans kritischem Zustand durfte nichts riskiert werden, was das kostbare Lebensrestchen bedroht hätte.

»Nein, wenn Sie jetzt gingen, machten Sie alles nur schlimmer«, sagte sie beschwörend und legte mir kräftig die kühlen Finger auf die Hand. »Herr Gran würde nicht verstehen, was geschehen ist, und mich beschuldigen, Sie vertrieben zu haben. Und dann wäre der Husten erst recht unvermeidlich.« Sie bat mich um meine Mitwirkung bei einer »kleinen Verschwörung«. Sie werde das Gespräch im Auge behalten, und wenn sie bemerke, daß Herr Gran sich anstrengte, werde sie ihn fragen, ob er seine Tropfen schon genommen habe – und auf dieses Zeichen hin könne ich mich mühelos verabschieden, denn das Tropfeneinnehmen sei stets eine Ruptur, in der Herr Gran die Kraft nicht finden werde, seine Medikamente zu sich zu nehmen und gleichzeitig den Gast am Gehen zu hindern.

Fern rollte dunkler Husten, dem es wohl gelang, den Schleim in den Bronchien zu lockern. Unhörbar waren Grans Schritte. Er schob sich auf englischen Samtpumps voran, das dicke gelbe Malakkarohr, auf das er sich stützte, war mit einem Gummipfropfen ausgerüstet. Bei Gran mischte sich Hinfälligkeit mit Geputztheit. Sein Tweedanzug war weit und von individuellem, gemeinsam mit dem Schneider erarbeitetem Schnitt, die erdbeerfarbene Krawatte sandte Lebenslust- und Frühlingshauch-Signale aus, aber die Gesichtshaut war papierdünn, und die verbliebenen Härchen lagen wie mit der Säuglingsbürste nach dem Bad geglättet auf dem großen Schädel. Den nachhaltigsten Eindruck in seinem Gesicht machte die Nase, die nach scharfem Einschnitt an der Wurzel immer noch recht fleischig vorsprang, seinem Geist entsprechend, der stets etwas Vorandrängendes, sich Einmischendes besessen hatte. Ägyptische Skarabäen hielten die

Manschetten zusammen, aus denen die Hände groß und braun hervorragten; wie die Hand die Stockkrücke hielt, daran war Willenskraft und zupackendes Festhalten abzulesen. Er kam von weither über den spiegelglatten Steinboden und sank in einem Sessel zusammen, so daß die Anzugjacke sich hob und die Revers sich im Nacken aufrichteten. Es war, als werde er in seinen Anzug hineingezogen.

»Sie sind der junge Mann, der mit Herrn Doktor Grothe arbeitet«, begrüßte er mich, und tatsächlich war dieser Grothe in seiner Firma mein häufigstes Gegenüber, ein fleißiger, etwas enttäuschter Mann, der für eigentlich unrentable Hotelprojekte abgestellt war – in Prospekten machten die Arbeiten freilich etwas her, wahrscheinlich war es der Werbeeffekt, der Kross & Gran bewog, sich mit solchen Winzigkeiten zu belasten.

»Grothe ist mein Sorgenkind«, sagte Gran, »mir ist Grothe oft nicht mutig genug. Ich sage das nicht hinter seinem Rücken, ich habe es ihm selber schon oft gesagt.«

Gerade das war nicht richtig. Gran konnte in seiner Schwäche und in dem Gefühl, die Entwicklung nicht mehr in Händen zu halten, der Versuchung zur Intrige nicht widerstehen und hatte sich deshalb darauf verlegt, die jüngeren Partner in deren Abwesenheit recht harsch zu kritisieren. Zum Glück kam das Gespräch jetzt auf die afrikanischen Masken. Ich hätte zur Frage des Mutes von Dr. Grothe ungern Stellung nehmen wollen. Gran sagte, er sei ein Sammler der ersten Stunde. Er habe nicht wie die dummen Deutschen erst nach dem Zweiten Weltkrieg entdecken müssen, daß die plastische Kunst des schwarzen Kontinents nicht weniger aufregend sei als die der Griechen. »Ich habe schon in den zwanziger Jahren in Verbindung mit Michel Leiris gestanden.« Die erste Maske habe er nebenbei in Belgien erworben, das sei damals eine Fundgrube gewesen.

»Wenn ich daran denke, was die Stücke damals gekostet haben«, diesen Satz ließ er unvollendet wie ein alter Wüstling, den bei der Schilderung vergangener Liebesabenteuer die Erinnerung überwältigt. »Ich war jung, ich hatte keinen Pfennig Geld, aber was ich hatte, habe ich für afrikanische Kunst ausgegeben.« Er habe nebenbei Picasso gekannt. Nicht sehr gut, sei ihm aber mehrfach begegnet. »Er wollte mich malen, er sagte, meine Nase sei kubistisch.«

Frau Gran schien an dieser Vorstellung etwas Fragwürdiges zu finden, sie schüttelte verständnislos den Kopf.

»Das war vor deiner Zeit, my darling.« Die englischen Wörter sprach er so überscharf aus, daß ich nicht wußte, ob er sie im Spaß gebrauchte, ein explizites »my darling« kam allerdings später noch wiederholt, ich vermutete deshalb, daß er dem abgegriffenen Kosewort durch zelebrierende Aussprache seine shakespearische Würde zurückzugeben wünschte.

»Wieso kam es nicht zu dem Porträt?«, fragte Frau Gran, und hier hatte ich den sicheren Eindruck, daß sie diese Frage schon häufig gestellt hatte, womöglich bei jedem Besuch, den ihr Mann empfing, ein ehedemhaftes Stichwortgeben, als sei die Frage nach einem immerhin möglich gewesenen Picasso-Porträt noch niemals zwischen ihnen erörtert worden.

»Ich glaube nicht mehr an Porträts«, antwortete Gran, und so leise er knarrte und zirpte, es lag doch Triumph in seinen Worten. »Und Picasso gab mir sogar recht: Ein Porträt sei nur erlaubt, wenn es unähnlich sei.«

»Köstlich«, sagte Frau Gran und schenkte cognacfarbenen Tee nach.

Absatzklacken in der Ferne ließ Herrn Gran aus den Tiefen seines Anzugs in die Höhe fahren. »Manon? Ist sie noch im Haus?« sagte er gedämpft und zugleich alarmiert zu seiner Frau. Der Gleichmut, der souveräne Umgang mit den großen Phänomenen der Zeit war wie weggeblasen aus sei-

ner Miene. Er war wie ein Kind, das die Mutter in der Nähe ahnt und das fürchtet, sie könne ihm dennoch entkommen. Aber die Schritte näherten sich. Er durfte sich beruhigen. Er zwang sich wieder zu Disziplin und wandte sich mir mit der bereits erprobten Miene kritischer Gleichgültigkeit zu. Nein, er würde keinesfalls die Stimme heben, um Manon zu rufen.

Und er wurde belohnt. Hinter seinem Rücken erschien ein großes schönes Mädchen, mit einem vielfältig gemusterten Kaschmirschal über der Schulter, so lang, daß er hinter ihr auf dem Boden schleifte, legte ihre große und zugleich zarte Hand auf seine Wange, neigte sich zu ihm herab und küßte mit geschlossenen Augen voller Liebe seinen Kopf. Er ließ sich zurücksinken. Die Mutter verfolgte den Austausch der Zärtlichkeiten mit Rührung.

»Ein Liebespaar«, flüsterte sie mir zu. Manon blickte auf, sah mich aus ihren großen grauen Augen an und bestätigte, was ihre Mutter gleichsam beiseite gesprochen hatte: »Natürlich, wir sind ein Liebespaar.«

Jedes Interesse an meiner Person war jetzt dahin. Die Eltern forschten bange und zugleich bemüht, nicht zuviel Interesse spüren zu lassen, nach den Plänen ihrer Tochter.

»Wirst du nun hierbleiben?« fragte der Vater und »Wirst du nun morgen abend fahren?« die Mutter. Das schöne Mädchen sah lächelnd auf das Elternpaar, setzte sich zu ihrem Vater auf das lange Sopha und kuschelte sich in das Leder, als wolle es einen Winter dort verbringen.

»Ich friere«, sagte sie sanft klagend und zog den Schal fester um sich herum.

»Wirklich, es ist kalt«, sagte Gran. Sein Zorn regte sich. »Es ist seit heute morgen eiskalt in der Wohnung.«

»Ich habe mit dem Hausmeister telefoniert«, sagte Frau Gran, von Kummer gezeichnet. Sie klagte sich an, daß sie einfach nicht bemerkt habe, wie kalt es in der Wohnung sei,

weil sie sich so viel bewege; kein Vorwurf lag darin gegen Faulpelze, die sich nicht tummelten, nur Gewissenserforschung, wie sie es soweit habe kommen lassen, daß ihr Mann und ihre Tochter zu Hause, statt Schutz und Trost zu finden, unter der Herbstkälte litten. Wenn die Kälte Manon aus dem Haus trieb, dann wäre der Frieden, das ahnte Frau Gran, für eine Weile dahin. Sie ergriff die Hand ihres Mannes. Tatsächlich, die war kalt und steif.

»Mir wird schlecht von dem vielen Tee«, sagte Manon, die noch keine Tasse getrunken hatte.

In ihrer Gegenwart gerieten ihre Eltern aus dem wohl-erprobten Konzept. Sie wollten der Tochter etwas bieten, was ihre Aufmerksamkeit fesselte. Hatte sie es sich auch so bequem gemacht, als wolle sie sich für einen Winterschlaf einmummeln: sogar ich täuschte mich nicht darüber, daß ihr Aufenthalt nur flüchtig sein würde. Dieses Sich-tief-und-entspannt-ins-Sopha-Sinkenlassen hatte schauspielerischen Charakter. Die dargestellte Gelöstheit sollte den kurzen Augenblicken, bei denen es bleiben würde, in der Erinnerung eine größere Dauer verleihen. Die Eltern sollten noch eine Weile von dem inneren Bild zehren, wie vertrauensvoll und kindlich, wie glücklich ihre Tochter in väterlicher und mütterlicher Gesellschaft geruht hatte. Herr Gran trachtete dennoch danach, Zeit zu gewinnen, und war sogar bereit, mir dafür eine Rolle zuzuweisen, die mir an sich nicht zugekommen wäre. Anstatt ihm ehrfürchtig zu lauschen, wie es vorgesehen war, sollte nun ich sprechen. Das Unbehagen, einem anderen Menschen zuhören zu müssen, der dazu noch vollständig bedeutungslos war, und die hoffnungsvolle Freude, Manon unterhalten und damit zum Verweilen überlistet zu sehen, lagen auf seinem mageren Gesicht im Streit. Doch Manon nahm alles, was ich auf wiederholte Aufforderung des Elternpaares immer weiter ausbreitete, mit einer Hingabe

auf, als sei sie endlich an den Stoff geraten, der ihre Lebensrätsel löste. Ganz abwegig mochte das noch nicht einmal sein; für wohlhabende Leute ist das gesamte Hotelwesen von brennendem Interesse. Wenn das Wort Hotel fällt, werden diese Menschen in ihrem Innersten berührt, eine geheime Saite der Seele beginnt zu schwingen. Es ist, als ob an das Hotel alles delegiert sei, was ein ökonomisch abgesichertes Leben an außerordentlichen Zuständen noch erwarten darf. Und als Unterabteilung des Gesamtfaszinosums Hotel vermochte meine Sparte, das »besondere Hotel«, das »unwiederholbare Hotel«, das »individualistische Hotel«, das den Gästen mit dem Zimmerschlüssel ihren Anteil an einer bedeutenden, beruhigenderweise jedoch abgeschlossenen und damit unverbindlichen Geschichtsepoche verlieh, durchaus noch größere Aufmerksamkeit zu wecken.

Manons Lauschen war einzigartig. Ihre Augen verdunkelten sich. Ihr lässiges Ruhen und Sich-Einkuscheln auf dem Sopha war nun nichts als Vorbereitung auf ein konzentriertes Lauschen. Immer noch fühlte ich die Peinlichkeit, hier vorgeführt zu werden wie ein Schuljunge, aber unter ihren Augen gab es kein Verweigern. Ich sprach nur für sie. Ihre Lippen waren halb geöffnet und glänzten. Es war, als nehme sie meine Worte nicht mit dem Gehör auf, sondern mit dem Mund. Herr Gran hatte indessen den Punkt erreicht, an dem das Unbehagen, zuhören zu müssen, in quälende Langeweile umschlug. Es half ihm auch nichts mehr, sich zu sagen, daß er diese Prüfung selbst gewollt habe und sie um so leichter ertragen könne, als der gewünschte Erfolg nicht ausblieb. In seinen nur mühsam beweglichen Körper fuhr der Ungeduld-Dämon und ließ ihn knacken und zucken. Frau Gran beugte sich zu ihm. Ich meinte, sie von den angekündigten Tropfen flüstern zu hören, aber nun nicht mehr als mir bestimmtes Signal zum schleunigen Aufbruch, sondern vielmehr um

Gran selbst das Ausbrechen aus dem Konversationscircuitus möglich zu machen. Hustend und grummelnd und seine baldige Rückkehr verheißend, tappte er hinweg, von seiner Frau behutsam geführt.

»Waren Sie mit meinen Eltern auf der Dachterrasse?« fragte Manon unversehens. Sowie ihre Eltern den Salon verlassen hatten, war ihre Hingerissenheit beendet. Sie stand mit einer einzigen schlangenhaften Bewegung auf, als gelte es, daran zu erinnern, daß selbst der hinfälligste Mensch eigentlich als Idealwesen gedacht worden sei. Die Dachterrasse war weit und zugig. In Betonkübeln wuchsen japanische Fichten, die in ihrer Geduckt- und Verdrehtheit aussahen, als habe nie abreißender Wind ihre Gestalt verformt. Nahm auf den riesigen Sonnensesseln aus weißem Segeltuch auch einmal jemand Platz? Die Bodenplatten wackelten. Die Semiramis-Phantasie, die diese weit hingebreitete Dachterrasse einst hervorgebracht hatte, war verblaßt. Der Himmel wölbte sich weiß-grau über das dunkelgrüne Kastaniengewoge tief zu unseren Füßen.

»Früher kamen hier die schönsten Vögel«, sagte Manon, »aber die Raben haben alle vertrieben. Sie kommen in Schwärmen aus dem Park mit ihren blauen Schnäbeln und ihrem Krächzen und sitzen dann hier groß und feist und sind unheimlich.«

Ich ließ mich verleiten, weiter zu dozieren, obwohl dies Kapitel doch glücklich hätte abgeschlossen sein können, seit die Alten mich nicht mehr antrieben. Das seien keine Raben, sagte ich, das seien Krähen, und zwar Saatkrähen. Raben seien größer.

»Diese schwarzen Vögel sind aber auch groß«, sagte Manon. Ja, aber Raben seien riesengroß – keine sehr gescheite Bemerkung, denn ich wußte ja nicht, wie groß Manons Vögel gewesen waren. Die Wahrscheinlichkeit war auf meiner

Seite, aber warum sollte sie keine Raben gesehen haben? Die einsamsten und wildesten Tiere fanden inzwischen den Weg in die Großstadt. Was nicht ausgerottet war, machte seinen Frieden mit der Zivilisation und versuchte sich in der Kohabitation. Zwischen den Kastanienwogen lugte zwei Parallelstraßen weiter das Schieferdach einer hübschen Villa hervor, eines florentinischen Hauses, eines Miniaturpalazzos aus den Jahrzehnten der Renaissance-Verherrlichung. Jetzt war das meteorologische Institut darin untergebracht. Auf dem Belvedere ragte ein Windmesser in die Luft, ein Kreuz mit vier Halbkugeln, die den Wind wie ein Konditor sein Schokoladeneis in Kugellöffeln maßen. Die Terrasse wurde von einem Geländer aus dicken Glasscheiben begrenzt, nicht angenehm für Schwindlige, unter meinen Zehenspitzen gähnte der Abgrund.

»Dies Institut steht auf einer Ader, die es mit allen Erdbeben der Welt verbindet«, sagte Manon, als ich auf die sich träge drehenden Windhalbkugeln zeigte. »Wenn irgendwo die Erde bebt, zeichnen sie es hier auf. Wenn in der Türkei oder in Sizilien oder in Pakistan die Häuser einstürzen, dann zuckt es hier immer noch schwach – es gibt auch hier Erdbeben, aber schwache«, das alles klang aus dem Mund dieser frühen Schönheit seltsam naiv, schulmädchenhaft und auswendiggelernt. Nein, nein, widersprach ich in törichter Beflissenheit, ich wisse schon, was sie meine: Im Schaukasten neben dem Eingang des Instituts würden zwar tatsächlich alle Erdbeben der ganzen Welt, wie stark oder schwach auch immer, angeschlagen, aber doch nicht, weil sie gerade in diesem Haus meßbar seien. Die Leute in dem Haus dort unten erführen von den Erdbeben auf demselben Weg wie wir: durch das Fernsehen. Mir war, als höre sie das nicht gern. Doch, doch, sie wisse es genau, das mit der Ader, es gebe diese Ader. Sie wisse von dieser Ader seit langem, sie wohne

schließlich hier und habe während eines Abendessens einmal neben dem Direktor des Instituts gegessen, der dasselbe gesagt habe – nein, kein Zweifel, sie mäßen dort alles unmittelbar bis China und Japan. Sie hatte sich in dieser Vorstellung fest eingerichtet. Vor unserer Unterhaltung waren ihr die Erdbeben und die Seismographen vielleicht gar nicht so wichtig gewesen, sie hatte sie hingenommen wie alle anderen Wunder, die ihr Leben umgaben, jetzt aber, wo jemand sie in Zweifel zog, spürte sie, daß es auf deren Verteidigung ankam. Ihr Weltgebäude war bedroht, wenn die Erdbebenmessungen nicht dort unten stattfanden. Ich schwieg, und auch sie schwieg.

»Es ist eine schöne Vorstellung, daß von hier aus Adern und Nerven in den gesamten übrigen Teil der Welt gehen«, sagte ich schließlich in versöhnlicher Geschmeidigkeit. »Daß man von hier aus, genau von hier aus, die gesamte übrige Welt am Wickel hat und verstehen kann...«

»Es ist nicht nur schön, es ist vor allem wahr«, sagte Manon, und ihre Augen blickten nun gleichfalls wieder sanft, wenngleich etwas zerstreut.

Unten schob sich ein großer dunkelblauer Wagen vorsichtig in die stille Straße. Warum verbindet man mit Riesenautos Langsamkeit, raupenhaftes Gleiten? Der Wagen dort unten hatte sein Tempo gedrosselt, weil er halten wollte. Zielstrebig schob er sich in die Einfahrt des Granschen Hauses. Der Fahrer blieb im Wagen sitzen. Er wartete. Er war verabredet.

»Ich muß leider los«, sagte Manon, die dem Auto ebenso wie ich mit den Augen gefolgt war. »Würden Sie mich hinunterbegleiten?« Es zeigte sich, daß sie fertig zum Ausgehen war, sie war von der Ankunft des Autos nicht überrascht. Die Aufzugskabine, in der wir uns gegenüberstanden, war eng. Sie war eigentlich zu eng für ihren Prachtkörper, wenn noch ein fremder Mann dazupassen sollte. Ich war in dieser Enge

förmlich von Verlegenheit überwältigt. Soviel ich zuvor gesprochen hatte, sowenig sagte ich jetzt, und wenn ich zu Boden blicken wollte, sah ich ihre Brüste unter dem enganliegenden Pullover. Auch sie schwieg. Doch als ich mich vor der Haustür von ihr verabschieden wollte, fühlte ich plötzlich ihre weichen Lippen auf den meinen. Vor der dunkelblauen großen Limousine küßten wir uns lang, ohne uns dabei sonst zu berühren.

»Verzeihen Sie bitte«, sagte sie, als wir uns voneinander lösten, »dies ist etwas sonderbar, eigentlich nicht für Sie bestimmt, für den Mann im Auto aber eigentlich auch nicht – nicht böse sein.« Sie ging um den Wagen herum und stieg ein, nicht ohne mir noch einmal zuzulächeln. Der Mann hinter den getönten Scheiben war sehr braungebrannt. Ein goldenes Armband und Goldknöpfe an seiner Jacke blitzten durch das grüne Glas. Stoisch wartete er unsere Verabschiedung ab. Ich hätte sie nicht in solcher Gesellschaft vermutet.